

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 7=27 (1861)

Heft: 14

Artikel: Homer's Ansichten über Verpflegung im Felde

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-93099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

pflegung gestatten. Sie wird keinen Separatfrieden für sich abschließen.

Die Schweiz hat dagegen das Recht Lebensmittel und Kriegsmaterial aller Art von der alliierten Macht gegen festzustellende Entschädigung zu beziehen.

Ohne ihre Einwilligung darf keine größere Operation von ihrem Gebiete aus durch verbündete Truppen gemacht werden.

Ihr eigenen Truppen dürfen nie unter fremde Befehlshaber gestellt werden, sondern sind als Ganzes unter schweizerischen Generalen nach dem vereinbarten Operationsplane zu verwenden. Sollte ein gemeinsamer Oberbefehlshaber bezeichnet werden, so hat die Schweiz das Recht an der Wahl Theil zu nehmen. Die schweizerische Armee wird beim gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber durch einen besondern Generaloffizier vertreten, durch welchen auch die Mittheilung der sie betreffenden Befehle geht.

Auf schweizerischem Gebiet dürfen weder größere Spitäler noch Depots von Seiten der Verbündeten angelegt werden. Requisitionen auf schweizerischem Gebiet sind baar zu bezahlen.

Ohne Mitwissen der Schweiz dürfen keine Friedensunterhandlungen angeknüpft werden. Bei denselben hat die Schweiz Sitz und Stimme. Sie hat an die Kriegsentschädigung nach ihrem Verhältniß den gleichen Anspruch wie die übrigen Contrahenten.

So denken wir uns etwa die Grundlagen einer solchen Allianz.

Die jeweiligen Verhältnisse werden die Details modifiziren, das eine stärker, das andere schwächer betonen lassen; immerhin bleibt die Grundlage, welche die Unabhängigkeit der schweizerischen Kriegsführung sichert und welche der Schweiz ein entscheidendes Wort in allen Anordnungen gestattet.

XXXIX.

„Muth und Entschlossenheit garantiren der Schweiz auch im Falle einer Niederlage ein Auferstehen und eine Zukunft.“

Damit wollen wir schließen. Die regenerierte Schweiz ist mit seltenem Glück aus einer Reihe schwerer innerer Verwicklungen hervorgegangen. Sie hat mit sicherer Hand ein neues Haus gebaut, in dem sie sich wohnlich und bequem fühlt, sie hat in ihrer Grenze drei verschiedene Nationalitäten vereinigt und mit einem Band zusammengeknüpft, das dauernder und fester ist, als das der Sprache und der gemeinsamen Abstammung. In einer Zeit, wo als Schlagwort der Nationalitätenschwindel aufgetaucht, findet dieser gleißende Zauberspruch kein Echo in unsren Gauen. Es gibt keinen Schweizer, der diesen schönen Namen verdient, welcher sich losreissen möchte der Sprache wegen.

So wenig der Schaffhauser ein Schwabe werden will, so wenig sehnt sich der Waadtländer nach dem Glück Franzose zu sein, oder der Tessiner nach der Vereinigung mit dem Königreich Italien. Einzelne verdorbene Subjekte werden sich überall finden, aber

sie sind gekennzeichnet von ihren Mitbürgern, die öffentliche Verachtung ist ihr Los.

Dieses große Resultat verdanken wir dem Gut der Freiheit, das wir besitzen und das mehr ist als Glanz und Ruhm und eitle Macht.

Aber jedem Volke ist eine Stunde der Prüfung vorbehalten, in der es beweisen muß, welchen Werth es seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit verlegt.

Auf diese Stunde der Prüfung müssen wir gefaßt sein. Treten wir ihr als Männer entgegen, die zu jedem Opfer bereit sind für die höchsten Güter des Lebens, so können wir möglicherweise unterliegen, aber unsere Niederlage wird eine Niederlage sein, wie jener glorreiche Kampf bei St. Jakob an der Birn.

Eine solche Niederlage ist ein Sieg, sie zwingt den Gegner zur höchsten Achtung und sichert unsere Existenz als Volk, als Staat.

Ein Volk, das zu kämpfen versteht, geht niemals unter.

Wenn wir aber feig unsere Sache selbst verlassen, unsere Fahne in Roth treten, so sind wir auch verloren für immer und die Schweiz wird als Staat aus der Reihe der übrigen verschwinden.

Bis zum Beginn des Jahrhunderts haben wir am Ruhm früherer Tage gezeihrt; heute gilt es zu beweisen, daß wir kein entartetes Volk sind, daß wir wissen, welche hohe Mission uns zu Theil geworden, den Völkern Europas das Bild eines wohlgeordneten, im Genüß seiner Freiheit Maß haltenden Freistaates vorzuführen, der Niemanden verletzt, Niemanden bekriegt, keine Propaganda macht, keine Groberrungen beabsichtigt, der aber auch sein Recht unter keinen Umständen verleihen läßt und der den letzten Mann und den letzten Thaler daran setzt, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren.

So sei es. In dieser Hoffnung rufen wir dem Schweizervolk zu:

Schwere Tage kommen! Gehe ihnen mit Muth und Entschlossenheit entgegen, aufrechten Hauptes, festen Blickes und mit dir wird der Gott deiner Väter sein!

Homer's Ansichten über Verpflegung im Felde

finden sich Ilias. Buch XIX, Vers 154 und folgende und sind nicht ohne Interesse.

Nachdem Patroklos von Hektor erschlagen ist, schnaubt Achilles Rache für den Freund. Dieser aber hatte mit dem Leben auch Achill's Waffen an Hektor verloren und so muß Achill, jammernd und klagend, die Nacht über abwarten, bis seine Mutter Thetis vom Hephaestos eine neue göttliche Ausrüstung hat

schmieden lassen. Die Göttin bringt sie dem Sohne beim ersten Morgenlicht, und alsbald ruft dieser mit Donnerstimme die Achäer zur Versammlung und fordert, obgleich sie alle von der furchtbaren Anstrengung des vorausgegangenen unglücklichen Schlacht-tages und von empfangenen Wunden noch hinken und humpeln, Edle und Volk, zu sofortiger Erneuerung des Kampfes auf. Der alte Hader mit Agamemnon tritt vor Achilles neuem Zorn gegen Hektor in den Hintergrund und wird nun leicht geführt.

„Jetzt laßt uns gedenken der Kampflust“, (ruft Achilles)
„Ohne Vergug; nichts kommt es, allhier im Gespräch
zu zaubern,
„Und mit dem Werke zu säumen: denn noch ist viel un-
vollendet!
„Dass man Achilleus wieder im vordersten Treffen er-
blickt,
„Wie sein ehrner Speer austilgt die Geschwader der
Troer!
„Also auch Ihr seid jeder bedacht mit dem Feinde zu
kämpfen.“

Ihm antwortete darauf der erfundungsreiche Odyssenus:
Nicht also, wie tapfer du seist, glorreicher Achilleus,
Treibe sie ungespeist vor Ilios hin, die Achäer,
Troja's Volk zu bekämpfen! denn nicht für wenige
Zeit nur
Währt das Gefecht, wenn sich einmal gerad angehn die
Geschwader
Räusender, aber ein Gott Muth einhaucht beiderlei
Völkern.
Läßt sich erquicken zuvor an den rüstigen Schiffen die
Männer
Alle mit Speis' und Wein; denn Kraft giebt solches und
Stärke.
Denn kein Mann ja vermöchte, den Tag bis zur sinken-
den Sonne,
Ungestärkt von Speise, dem Feind entgegen zu kämpfen.
Wenn ihn auch mit Eifer das Herz antreibt zum Ge-
fechte;
Dennoch werden gemach die Glieder ihm schwer, und es
quälet
Hunger zugleich und Durst, und dem Gehenden wanken
die Knie.
Aber ein Mann, der mit Wein sich erst und Speise ge-
sättigt,
Ob feindselige Männer den ganzen Tag er bekämpfe,
Bleibt ihm getrost sein Herz in der Brust und nimmer
erstarren
Eher die Knie', eh' Alle zurückziehn aus dem Gefechte.
Auf demnach, zerstreue das Volk, und heiß' sie das Früh-
mahl
fertigen . . .

Auch verlangt Odyssenus, daß die Sühne zwischen Achill und Agamemnon zuvörderst durch Ehrenge-
schenke und einen Reinigungseid gefestet werde. Von
dem allem will der tobende Achilleus nichts wissen.
„Doch nun liegen ja dort Erschlagene, welche zer-
fleischt hat

Hector, Priamos Sohn, als ihm Zeus schenkte den
Siegshu[m]!
Und ihr wollt zur Speise zuvor anmahnen! Ich selbst
wohl
Hieße fürwahr nun gleich in die Schlacht eingehn den
Achäer,
Nüchtern und ungespeist, und dann mit der sinkenden
Sonne
Herrlichen Schmaus anordnen, nachdem wir gerächt die
Beschimpfung.
Mir soll wenigstens nichts vorher durchgleiten die
Rebe,
Weder Getränk noch Speise, da tott der Genosß mir da-
hinsank,
Welcher mir im Gezelt, zerfleischt von der Schärfe des
Erzes,
Daliegt gegen die Thür gewandt; und Genossen um-
stehn ihn
Wehmuthsvoll! Drum wahrlich verlangt nicht solches
das Herz mir,
Sondern Mord nur und Blut und schreckliches Männer-
geröchel.“

Odyssenus aber, der Liebling Athene's, der Göttin
des Genies und des Generalstabs, lässt sich von der
übermenschlichen Wuth des Göttersohnes nicht impo-
nieren:

„Stärker erscheinst Du denn ich, und tapferer nicht um
ein Kleines,
Du mit dem Speer: doch möcht ich an Rath dir's
etwa zuborthun.“

Er meint dann auch spöttisch:
„Nicht mit dem Bauch ja müssen die Danaer Todte be-
trauern . . .

Und bei seiner Meinung beharrend:
„Soviel aber entrannen des Kriegs grauenvoller Ver-
tilgung,
„Müssen mit Speis und Tranke sich kräftigen; daß noch
entflammter
„Rastlos fort wir den Schwarm feindseliger Männer
bekämpfen.

So geschieht es denn auch: es geht an ein allge-
meines Kochen und Braten; nur Achilles schwelgt
in wüthenden Ausbrüchen der Trauer und des
Grames um den hingeschiedenen schönen Freund, und
röhrt keine Nahrung an. Da nimmt sich seiner frei-
lich Zeus Kronion selber an, und:

Schnell zur Athene nummehr die geflügelten Worte be-
gann er:
„Trautes Kind, so gänzlich verläßest Du jetzt den Helden!
Gar nicht kümmert sich mehr dein Herz um den edlen
Achilleus?“

Schau ihn doch, wie er dort vor des Meers hochhaupti-
gen Schiffen

Sitzt, um den Freund wehklagend, den theuersten! Alle
die andern
Gingen zum Frühmahl nun! Er röhrt nicht Speise und
Trank an.

Auf, laß Nektar sogleich und Ambrosia jenem zum Labsal
Sanft in die Brust einfließen, daß nicht ihm nahe der
Hunger.

Also Zeus und erregte die schon verlangende Göttin.
Schnell wie ein schreiender Adler mit weitverbreiteten
Flügeln,
Schwang sie vom Himmel hinab durch den Aether sich:
wie die Achäer
Emsig zur Schlacht im Heere sich rüsteten; und dem
Achilleus
Flößte sie Nektar sogleich und Ambrosia sanft in die
Brust ein,
Doch nicht starnten die Knie von unersfreulichem Hunger.

Mit diesem Cordial, das dem Göttersohn gereicht wird, giebt nun der Weltenherrscher selber dem vorsichtigen, weisen Odyssäus Recht: wenn ein Achilles vor dem Kampfe Nektar und Ambrosia bedarf, um wie vielmehr gehören dem gemeinen Manne Brod und Fleisch und — nach Homer — ein Schoppen Wein!

Anmerkung der Redaktion. Die Destreicher haben es bei Solferino bitter empfunden, daß kein Odyssäus in ihrem obersten Rath gesessen ist!

Feuilleton.

Erinnerungen eines alten Soldaten.

(Fortsetzung.)

4.

Gevatter Hannes von Gröningen.

Aus fernem Land durch Berg und Wald
Bin ich gewandert ohn' Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen,
Bin doch endlich richtig angekommen.

In dem großen schönen Dorfe Gröningen im Fürstenthume Halberstadt an der Bode — und nach unverbürgten Nachrichten, nach der Versicherung meines Leibvolkigeurs Schwarz, der es wohl wissen konnte, weil er eines daselbst angesessenen ehrenwerthen Bürgers und Schlächters eheleblicher jüngster Sohn war, soll Gröningen, wenn nicht eine Stadt, doch ein recht feister, fetter Flecken damals schon gewesen sein — ging es im Frühjahr des Jahres 1809 im dortigen Gasthause „zum rothen Ochsen“ besonders lebhaft, bewegt und erregt zu. Zu dieser Zeit hatten eben die Zeitungen und Briefe die ersten Nachrichten von den Heldenthaten der zu der spanischen Schlachtfank geführten theuren Söhne, Brüder und Vettern gebracht, und der Wirth des „rothen Ochsen“, der trotz seines dicken rothen Kopfes und seines Vollmondsgeäschts in keiner geistigen Verwandtschaft mit seinem Gastschildzeichen stand, sondern ein feiner Pfiffikus und Politikus war, hatte diesen Umstand für seine Zwecke benutzt, mit seinem Gevatter, dem Apotheker, der hinter dem großen Hintertheil von Ritter Roland seine Offizin hatte, in welcher er, gleichsam im dunkeln fühlen Schatten dieser ehrwürdigen, heimischen,

alten Donnereiche, seine hygeschen und politischen patriotischen Dosen und Pillen für alle seine Patienten, wozu auch die alten Stammgäste des „rothen Ochsen“ gehörten, präparirte und möglichst frisch selbst applizirte, Bündniß und halb Part gemacht. Diese, wenn auch nicht heilige, doch heimliche Allianee kam bald zur schönsten Blüthe und trug reichlich Früchte. Allabendlich versammelte sich Jung und Alt, und Alles, was nur irgend auf Bildung und Aufklärung oder auf die ersten Anfänge in der Geschichte und Geographie Anspruch machen wollte, aber auch die, welche nach starkem Einfluß trachteten, wäre es auch nur der des beliebten ortsüblichen Brothans oder Lufsteins gewesen, haranguirte, disputirte, debattirte, argumentirte und akklamirte. Mit einem Wort, es ging damals im „rothen Ochsen“ toll zu, und es ist zu verwundern, daß die westphälische Gendarmerie und französische geheime Polizei so wenig Notiz von dem Gröninger Getreibe nahm. Man sah aber wirklich hier die ersten Urranfänge der demagogischen Umrüste und der demokratischen Urwähler-Klubbs, die vierzig Jahre später mit dem Schaumsprößen ihrer rothen Meereswogen die goldenen Stufen der deutschen Fürstenthrone so stark besuchten und so sehr schlüpfrig machten. Wer hätte aber damals dem ehrlichen „rothen Ochsen“ nur entfernt zutraut, daß die im Jahre 1809 in seinem kleinen Gehäuse genossenen und verschossenen politischen Pillen später noch eine so unglaubliche Wirkung haben würden, und doch war dem so, wenn man anders den heutigen Aktionärs und Reaktionärs glauben darf. — Der Gröninger politische Teufelsbrect-Pharmaceute aber wußte das und hatte seine Freude dran. Seinen lieben Vettern und Gevattern und Kollegen — denn, beißig gesagt, er war auch Dorf- oder Stadtrath oder jedenfalls Fleckenrath — verstand er trefflich seine präparirten spanischen Fliegen und französischen Senfpflaster aufzulegen, sie damit aufzuziehen und aufzuregen und mit seinen journalistischen Zittmanns an- und abzuführen, und wenn das gewirkt hatte, ließ er sie sich und schwitzen. Unser politischer und praktischer Ochsenwirth war dann aber immer bei der Hand, brachte frisch zum Nachtrinken, wußte für Alles Rath, besänftigte und begütigte die Heftigen, ermutigte die Zagenden, tröstete die Klagenden, rüttete auf die Verzweifelten und bannte die Verteufelten und lenkte so Alle wieder ins rechte Gleis. Eines Abends nun, wo besonders viel gekanngießert, von Spanien und seinen Kastanien, Olivien und Oranien gebabelt und gesabelt, ja von den lautesten Wortführern geäußert worden war, man werde Kaiser Napoleon oder doch wenigstens König Jerome in Kassel besiegen müssen, und selbst die Kleinmühligen entgegneten, sie wollten es sich gern zwanzig, dreißig, selbst vierzig harte preußische Thaler kosten lassen, wenn sie nur sicher und gewiß erfahren könnten, wie es ihren Jüngens dort erging und ob sie nicht seitdem in einen andern Welttheil verkauft wären, klopste der Ochsenwirth ausnahmsweise auf den Tisch, bat ums Wort und sprach vernehmlich und verständlich: „Liebe Herren und Gevattern, dazu könnte wohl Rath werden und brauchte noch lange nicht so